Die

Hexe von Triesnerberg

Eine Erzählung aus Liechtensteins dunklen Tagen. Von Marianne Waldorf.

(1. Fortsetzung.)

Es war an einem herrlich klaren Tage, als sie mit ihrem treuen Führer Alons den mühsamen Aufstieg über Schutt und Geröll unternommen hatte. Als die erste Strecke erreicht war, schaute man in ein wildes Thal, durch das die Samina rauschte; die ganze Halde abwärts aber war mit Alpenrosen bewachsen, deren prachtvolles Roth über dem Grün der Sträucher leuchtete und glühte. Und ein Bergkopf nach dem andern tauchte auf. Gretli schaute und schaute; doch der Alons drängte vorwärts. Das Schönste käme ja noch. Dann ging es weiter über den Grat; ein Glück war es, daß Gretli schwindelfrei war. Aber sie schritt so ruhig und sicher, mußte sie sich doch bei Alons in guter Hut. Dann war die Spitze erreicht, und dann ging das Schauen erst recht an! Triben im Schweizerland grüßten die Bergriesen herüber, der Altmann, der Säntis, der Alvier, der Sardonagletscher, der Piz Sol, der Calanda, der Faltnis; und die Tiroler Berge mitten, und in der Ferne tauchte eine weite, weite, blaue Fläche auf, der Bodensee, an seinen Ufern stattliche Dörfer und Burgen. Die beiden einsamen Menschenkinder auf der Bergeshöhe waren verstummt in dem herrlichen Anblick; der Alons erklärte alles, denn er wußte gar gründlich Bescheid.

„Sieht du dort hinten Feldkirch, Gretli? Da wimmelt es wieder von fremden Soldaten, wie einer aus Triesen berichtet hat. Gnade Gott den unglücklichen Dörfern am Rhein, wenn sie wieder ihren Durchzug nehmen! Siehst du den schmalen Silberstreifen, den Rhein, der so ruhig und still das Thal durchzieht? Man sollte nicht denken, daß er ein solch wilder Geselle werden könne, der das ganze Land mit seinem Wasser verwüstet. Aber das kommt, wenn der Schnee schmilzt; wenn die Bäche das viele Wasser nicht fassen können und diese sich wildschäumend zu Thal stürzen. Das braust und kocht im wilden Tobel der Lavena; es ist grausig schön anzusehen. Gretli, wenn wieder im Frühjahr das Wasser stürzt, dann gehen wir zusammen zur Lavenaschlucht; du sollst es auch sehen, wie grausig schön es ist. Aber Furcht darfst du nicht haben, und wenn du selbst glaubst, daß du bei dem Getöse und Gebrause taub werdest."

„Juhu, juhu, juhu!"

Die Felsen brachten das Echo zurück.

Gretli starrte empor, die Augen mit der Hand beschattet. Das war ja ein Willkommensgruß für sie. Da sah sie eine menschliche Gestalt hoch oben auf dem Kopf der Alpe.

„Juhu, juhu!"

Sie erkannte den Hütebuben. Kräftig rief sie auch ein fröhliches „Juhu" hinauf. Nun hatte sie schon bald die Vargellaalp erreicht. Gar nicht lang war ihr der Weg geworden, ja, und das Reff hatte sie auch ganz vergessen; in dem Reff befanden sich noch Brot, Topfkäse und Aepfel unberührt. Nun würde sie alles mit dem Alons und dem Hütebub theilen; sie würden gemeinschaftlich Mittag halten. Der Sepp, der Hütebub, kam ihr entgegen; auf einem abgerissenen Baumzweig rutschte er über die Matte; blitzschnell ging es bergab. Das Mädchen lachte fröhlich auf, als der kühne Schlittner zu ihren Füßen landete, heil, unversehrt; flugs stand er auf seinen nackten, sonnverbrannten Füßen.

„Gruß Gott, Sepp!"

„Gruß Gott, Gretli! Ich bin froh, daß du da bist; seit vier Tagen habe ich kein Brod gegessen; immer nur Milch, Schlagmilch und Topfkäse, brrr, das bekommt man genug! Zwar habe ich noch Beeren gefunden, weißt du, so roth und so süß, weit drunten ein ganz einsamer Stelle, im dunkeln Föhrenwald am Saminabach. Kein Mensch kennt die Stelle; weißt du, eine Kuh hatte sich verirrt; ich fand sie dort unten im Wald und auch die Beeren. Das war ein Schmaus! Aber nun treue ich mich auf das Brot, Gretli, und der Alons auch, glaube ich."

Lachend setzte Gretli das Reff nieder und holte dem Hungrigen schon ein Stück Brod heraus, in das er mit gierigem Verlangen einbiß.

Der Vargellagrat war erreicht. Tiefaufathmend stand das Mädchen und schaute das Bild zu ihren Füßen. Auf grüner Matte dort jenseits des Berges lag die Sennhütte mit dem großen Stall; blökend weidete das Vieh. Dunkle Föhrenwaldungen, aus denen sich das hellere Grün der Lärchen vortheilhaft abhob, schlossen sich da an, wo die Matten aufhörten; die hohen Bergköpfe ringsum, soweit das Auge blickte, waren von Waldungen bestanden, mit denen grüne Matten abwechselten. Aus dem Thale herauf drang das Rauschen der wilden Samina, die dort jäh abfällt und ihren rasenden Lauf durch ein Bett nimmt, das von großen Steinblöcken, die über- und nebeneinander stehen, oft hochaufgethürmt, gebildet ist.

Das Mädchen stieß im Weiterschreiten noch ein paar fröhliche Juchzer aus, die den Sennen aus seiner Hütte locken sollten. Der Alons trat auch heraus, strahlend mit dem ganzen Gesichte; die wohlbekannte Stimme der Ankommenden klang dem in der Einsamkeit Hausenden wie Glockenklang in das Ohr.

„Grüß Gott, Gretli!"

„Grüß Gott, Alons!"

Sie schüttelten sich derb die Hände; treuherzig sah das Mädchen dem stattlichen Burschen ins Gesicht. Es reichte ihm kaum bis zur Schulter. Grade und schlankgewachsen war der Alons wie eine junge Fichte. Der Kopf, der gar viel Aehnlichkeit mit dem des Vaters Jakob Stoß hatte, ruhte auf männlich breiten Schultern. Dichtes Blondhaar umrahmte die hohe Stirn; große, blaue Augen strahlten sowohl Gutmüthigkeit als auch eine feste Thatkraft aus; eine schöngeschnittene Nase hob sich vortheilhaft aus dem sonnverbrannten Antlitz ab, das im allgemeinen eckig war; die Wangen waren hager; kraftvoll und sehnig war die ganze Gestalt, der Bursche ein echter Walliser, der echte Typus seines Stammes. Als Senn war er in diesem Frühjahr auf die Vargellaalp gezogen, wo die Triesnerberger ihre Stallungen hatten; während der ihm unterstellte Hütebub das Vieh auf die Alm trieb und hütete, lag ihm das Bereiten von Butter und Käse ob, welche Erzeugnisse im Herbst nach Recht und Gewissen, d. h. nach dem Antheil, den ein jeder Triesnerberger an Vieh und Alp hatte, vertheilt wurden. Das Leben auf der Alpe ist für den Sennen einsam; selten nur verirrt sich ein menschlicher Fuß so hoch ins Gebirge; den ganzen Sommer haust er für sich und verrichtet schweigsam seine Arbeit. Der Alonsius war eine stille Natur; viel Reden war nie seine Art gewesen; in seinem Gesichte befand sich ein Zug, der nach Grübeln aussah und verrieth, daß der Alons innerlich viel verarbeitete, daß auch der träumerische Blick, der oft in seinen Augen lag, damit in Zusammenhang stand. Jetzt leuchteten diese großen, blauen Augen aber vor echter, ehrlicher Freude über das Wiedersehn mit Gretli. Der Bursche hielt noch immer beide Hände des Mädchens fest in den seinigen. Das freudige Aufleuchten der Augen verwandelte sich nach und nach in staunende Bewunderung. Langsam glitt der Blick über die ganze Gestalt des jungen Mädchens, blieb an dem jungfräulichen Busen haften, bohrte sich dann immer wieder von neuem an dem lieblichen Gesichtchen fest, und die Verwunderung wurde größer und größer. Tiefaufathmend, daß die breite Brust sich stürmisch hebte, sagte er endlich:

„Gretli, ich glaube, du bist dich ganz und gar verändert seit über Nacht zur Jungfrau geworden."

Verlegen wand sich Gretli los; eine tiefe Gluth war ihr zu Gesicht gestiegen; das Kopftuch wurde ihr zu warm; sie nestelte mit bebenden Fingern daran und suchte sich dem forschend auf sie gerichteten Blick des Burschen zu entziehen. Dann lachte sie plötzlich laut auf.

„Du, Alons, ich meine, ich habe das schwere Reff jetzt lange genug auf dem Rücken, und Hunger habe ich auch mächtig viel."

Da lachte auch der Alons, wenn auch verlegen und zaghaft. In der kurzen Zeit des Beisammenseins, die zum folgte, mußte er das Mädchen immer wieder heimlich beobachten. In Gretli hatte er bisher nur ein Kind, sein Schwesterlein gesehen; er liebte dieses in seiner stillen, zurückhaltenden Art. Besondere Betrachtungen hatte er niemals darüber angestellt. Nun sah er auf einmal, daß aus dem Kinde eine liebliche Jungfrau geworden war; es war plötzlich etwas Scheues in ihrem Wesen; sie wich dem bewundernd auf ihr ruhenden Blicke des Burschen immer aus. Der Hütebub erzählte allerlei Lustiges und wollte die beiden stillen Menschenkinder zum Lachen bringen; vergebens war sein Mühen, es war, als wenn ein Bann sie umfangen gehalten hätte.

„Ich muß heim, der Abstieg ist mühsam, die Dunkelheit kommt allzufrüh, und ich meine, der Sturm setzt auch wieder ein."

Gretli sagte es, nahm das Reff aus der Ecke und hob dasselbe auf den Rücken. In der rauchgeschwärzten, niederen Sennhütte wurde es ihr plötzlich ganz eng; sie sehnte sich hinaus, fort aus dem Bereich von Alon's forschenden Blicken. Auch der Bursche erhob sich; langsam ging er neben dem Mädchen her. Der Hütebub trieb die Kühe in den Stall; dem heimwärts wandernden Gretli sandte er fröhliche Juhschreie nach. Bis eben auf den Vargellagrat, dort wo der Abstieg begann, gab der Alonos ihr das Geleite.

Sie schüttelten sich die Hände, keins sprach ein Wort. Ein leiser, zitternder Ton durchdrang die Luft, das Kirchlein zu Majescha hub das Avegeläute an. Gretli bekreuzte sich, kniete nieder und betete leise. Auch der Alons sank in ein Knie und beugte das Haupt; dann rief er mit starker Stimme seinen Alpsegen über die Alpe:

„St. Joder, bist uns Aelplern gut,
So nimm uns heute auch in Hut
Beschütze uns und unser Vieh
Vor Seuche, Noth bewahre sie!
Beschütz' die Aecker, Alp und Wald
Die Häuser, Menschen jung und alt.
Zeig' uns auch heute deine Huld!
O Gott, vergib die Sündenschuld!"

„Amen!" sagte Gretli leise. Noch einmal schüttelten sie sich die Hände. Rauh fegte der Sturm über die Berge; er blähte Gretlis Röckchen auf und zauste an ihrem Haar; dicke, schwere Tropfen fielen, wenn auch nur noch vereinzelt. Die Dunkelheit kam schon mit Macht.

Der Alons war besorgt. Doch Gretli schüttelte sich lachend.

„Die Bäuerin hat mir das große Tuch von der Ahn mitgegeben; das nehme ich um Kopf und Schultern, nickle mich fest hinein, daß ich aussehe, wie eine alte Waldfrau, und hurtig geht es dann bergab; den Pfad kenne ich ganz genau, auch im Stockdunkeln, ich habe ja Augen im Kopf, wie ein Luchs. In zwei Stunden bin ich, so Gott will, am Triesnerberg. Behüt' dich Gott, Alons!"

„Behüt' dich Gott, Gretli!"

Lange noch stand der Bursche auf der Höh und sah der Abwärtseilenden nach; noch einmal rief er ihr ein kräftiges Juhu zu. Sie hielt in ihrem schnellen Gang, drehte sich um, so daß er ganz deutlich ihr Gesichtchen sehen konnte, und antwortete mit einem hellen Juhu! Dann ward ihre kleine Gestalt seinen Blicken durch eine Wegkrümmung entzogen.

Gretli kannte nicht viel Furcht, obwohl es fast ganz plötzlich dunkel wurde; unbekümmert um Regen und Sturm schritt sie tapfer bergab. Das Reff war ja jetzt so leicht, sie fühlte es kaum auf dem Rücken. Ab und zu flatterte ein Vogel, aufgescheucht durch ihren Schritt, auf und erhob sich kreischend. Sonst war es still, unheimlich still. Der Sturm rüttelte an den Bäumen, daß es in den trockenen Aesten knarrte; gerade dieses Wegstück durch den dunklen Wald liebte Gretli nicht sonderlich in der Dunkelheit. Bald mußte der Bildstock kommen, hier dicht am Wege; sie war nicht mehr weit davon, deuchte es Gretli; da wollte sie ein Vaterunser sprechen und sich nochmals dem Schutze des Allerhöchsten empfehlen.

Welch ein schwarzer, unheimlicher Schatten rannte da vor ihr her? Ein kurzes, stoßweises Bellen wurde hörbar.

Gretli erschrak. War das vielleicht der vielgefürchtete Klushund mit dem großen, leuchtenden Auge mitten auf der Stirn, der zur Herbstzeit durch die Wiesen und Wälder der Alpe streift und Mensch und Gethier beunruhigt?

„St. Joder, bitte für uns;" flehte das Mädchen in seiner Herzenseinfalt; die Knie zitterten ihm; die Augen schloß es vor Angst, wollte es doch den unheimlichen Hund gar nicht sehen. Im dürren Laub rauschte und raschelte es; wieder war das kurze Bellen zu vernehmen, doch jetzt schon etwas weiter entfernt. Da schlug Gretli die Augen zagend auf. Trotz der Dunkelheit erkannte sie, daß sie nur noch zwei Schritte vom Bildstocke entfernt sei. Das kam ihr wie eine Erlösung; sie floh wie gehetzt in seinen Schutz. Wieder war es ihr, als wenn der große Hund dicht an ihr vorbeiliefe, sie vermeinte sein Keuchen zu hören, das Leuchten des unheimlich großen Auges zu sehen.

Sie umklammerte voller Angst den einen Balken des Bildstockes.

„Alle Heiligen des Himmels, stehet mir bei!"

In den alten Baumkronen rauschte es; die dürren Zweige ächzten; der Wind wirbelte heulend die fahlen Blätter durch die Luft. Durch all das Getöse kam ein klagender Laut, wie ein Hilferuf eines menschlichen Wesens. Gretli schauderte. Was ging hier vor? War denn die ganze höllische Geisterschar heute bei dem Unwetter los und hauste hier oben? Zuerst der unheimliche Klushund, dessen Nähe sie erschreckt hatte, und jetzt, was war das?

Wieder ein langgezogener Ruf, lauter, kräftiger.

„Hilfe, Hilfe!"

Nun schüttelte das Mädchen das Grauen ab; das waren keine höllischen Geister, das war die Stimme eines Menschen, eines Verunglückten vielleicht, oder gar eines Verirrten. Kam es nicht öfters vor, daß sich ein Kriegsgeselle von seinem Trupp loslöste, über die Alpen floh und dort, der vielverschlungenen Bergpfade gänzlich unkundig, in der Wildnis umherirrte?

Hier war Hilfe nöthig.

Sie stand mit angehaltenem Athem und lauschte, den Oberkörper vorgebeugt.

Nichts war zu hören.

Hatte der Unglückliche vergebens gehofft, daß sein Rufen vernommen würde, und gab er es deshalb als hoffnungslos auf?

Da mußte sie sich bemerkbar machen.

Ein kräftiges, jugendfrisches „Juhu, juhu" erscholl von ihren Lippen und durchdrang den stillen Wald. Und freudig, wie von neuer Hoffnung erfüllt, kam die Antwort.

„Hilfe, um Gotteswillen, Hilfe; nicht weit vom großen Felsblock am Jägerpfad liege ich als Verunglückter!"

Nun zögerte Gretli nicht länger. Zum Glück wußte sie, wo der große Felsblock war, kannte auch den schmalen Jägerpfad, der sich durch diese Wildnis durchwand und nur selten benutzt wurde. Trotz der Finsternis bahnte sie sich einen Weg durch Gestrüpp und Geröll. Von Zeit zu Zeit ertönte wieder der Hilferuf, der ihr wohl die Richtung weisen sollte. Der Sturm ließ zum Glück etwas nach, ja, der Mond sah bleich aus den dunklen Wolken hervor, als wenn er dem tapferen Menschenkinde auf der Suche nach dem Verunglückten durch sein Licht helfen wollte.

Sie mußte nun nicht mehr weit von der Stelle, woher der Hilferuf kam, entfernt sein; eiligst strebte sie vorwärts. Da sprang plötzlich jenes große, schwarze Ungethüm aus dem Gebüsch heraus und kläffend an ihr empor.

Gretli stieß einen lauten Schreckensschrei aus; vermeinte sie doch den unheimlichen Klushund zu sehen.

Doch ein energisches, befehlendes „hierher, Pluto!" tönte an ihr Ohr. Der Hund umsprang sie noch einmal kläffend, um dann jener befehlenden Stimme zu gehorchen.

Gretli erwachte aus ihrer Betäubung, in die sie durch den gewaltigen Schreck gelangt war; sie athmete erleichtert auf. Die Hand preßte sie auf das stürmisch klopfende Herz.

Gottlob, das war ja nicht der Klushund! Das war ein ganz gewöhnlicher Hund, der zu jenem Verunglückten gehörte.

Nun war sie mit wenigen Schritten bei ihm.

Wieder kam gerade das bleiche Mondeslicht aus der dunkeln Wolkenschicht hervor und beleuchtete eine jugendliche Männergestalt und ein edles, junges Männerantlitz. Auf dem nassen Waldboden hingestreckt lag ein Mensch in Waidmannskleidung, wohl ein Jäger; Gretli sah, daß er den einen Fuß unbedeckt hatte.

„Welch eine gütige Waldfrau kommt in der Dunkelheit zu mir Armen und bringt mir Hülfe?" fragte eine tiefe Männerstimme.

Gretli antwortete leise:

„Ich bin keine Waldfrau, Herr; ein Mädchen dort unten vom Triesnerberg; doch will ich Euch gerne helfen. Sprecht, was kann ich für Euch thun?"

„Also keine Waldfrau? Nun, tapferes Mädchen vom Triesnerberg, so höre! Ich jagte in den Bergen hier zum Zeitvertreib; doch das Schicksal war mir nicht gewogen, kein edles Wild kam vor meine Büchse. Schon wollt' ich verdrossen meine Schritte heimwärts lenken, da glitt ich auf dem schlüpfrigen, nassen Boden aus, fiel aus beträchtlicher Höhe und blieb vor diesem Felsblock liegen. Ich fühlte gleich, daß der Sturz mich unangenehm mitgenommen hatte; die Glieder schmerzten. Ich versuchte aufzustehen, es war unmöglich; der rechte Fuß that mir ganz ungeheuerlich weh. Aechzend sank ich auf das unwillkommene Lager auf dem nassen Moosboden zurück; Schuh und Strumpf vermochte ich nur mit größter Mühe zu lösen, denn der Fuß schwoll mächtig an. Kein menschliches Wesen war zu sehen und zu hören; mein treuer Pluto selbst hat versucht, durch sein Bellen die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken; vergebens. Schon dachte ich, daß ich verdammt sein müsse, in dieser Wildnis die unheimlich dunkle Sturmesnacht zuzubringen, um morgen bei Tagesanbruch vielleicht schon mehr todt als lebendig aufgefunden zu werden; da vermeinte ich Schritte zu hören und strengte meine Stimme zu lauten Hilferufen an. Es war nicht vergebens; ein jugendfrisches Juhu antwortete mir Verlassenen und nun steht ein blondes Triesnerberger Kind vor mir; ob es mir Rettung bringen wird?

„Ich will den kranken Fuß untersuchen, Herr."

Gretli kniete nieder. Ein Glück war es, daß der Mond nun so freundlich schien; er hatte wohl Mitleid mit dem Verunglückten. So konnte sie sehen, daß der Fuß wirklich stark geschwollen und ganz blau war; bei der geringsten Berührung stöhnte der Herr qualvoll auf, man sah wohl, daß er große Schmerzen litt. Gretli war zuerst rathlos; dann fiel ihr ein, daß Bauer Stoß, als er von dem Heustaden abgerutscht war und ebenfalls den Fuß verstaucht hatte, diesen immer mit kaltem Bergwasser gekühlt und dann fest umwickelt hatte. Schnell entschlossen nahm sie die Schürze ab, riß lange, schmale Streifen ab, faltete einen mehrfach, und da rieselte es ja auch silberklar aus dem Moose; eine kleine Quelle war's. Flink tauchte sie die Tücher ein und kühlte den schmerzenden Fuß. Immer wieder erneuerte sie die Kompresse. Stillschweigend ließ der Verunglückte sich diese Fürsorge gefallen; er fühlte schon ein wenig Linderung.

Wieder einmal beschien der Mond die kleine Helferin; voll und hell fiel sein Licht auf ihr Gesichtchen.

Da sagte der Herr erstaunt:

„Du bist ja gar kein blondes Triesnerberger Kind."

„Nein, Herr!"

„Wer bist du denn, und wie heißt man dich, sprich?"

„Was kann es Euch nützen, Herr, daß Ihr es wißt?" fragte Gretli zögernd; ihr Gesichtchen neigte sich tief über den kranken Fuß, sodaß es den dreisten Blicken des Fragestellers entzogen war.

Dieser aber rief mehr muthwillig als streng:

„Oho, pfeift der Wind daher? Was es mir nützen kann, mir, dem künftigen Herrn von Vaduz und Schellenberg, zu wissen, wie meine Unterthanen heißen?"

„So seid Ihr Graf Franz Maria von Hohenems?" frug das Mädchen tief erschrocken und erhob sich blitzschnell aus ihrer knienden Stellung.

„Graf Franz Maria, des Grafen Kaspars Sohn, errathen, schönes Bergkind," bestätigte lachend der Graf, zog das Mädchen gutmüthig wieder nieder, daß es in seinem Samariterwerk fortfahre. „So sag auch du, wer du bist. Oder soll ich glauben, daß du dennoch eine Waldfrau bist, du junges Kind?"

„Man nennt mich das schwarze Gretli, Herr Graf," kam es nun leise von des Mädchens Lippen; es schaute nicht auf, sah auch nicht, wie es in des Grafen Gesicht muthwillig zuckte.

„Ein schwarzes Gretli bist du allerdings; potz tausend, wie glänzend-schwar ist dein Haar!"

Der Mond ließ seinen silbernen Schein über das schwarze Köpfchen gleiten, das Kopftuch war beim eiligen Lauf durch Gezweig und Gestrüpp in den Nacken gerutscht; das liebliche Gesichtchen, die prachtvollen Haarsträhne zeigten sich unverhüllt. Liebkosend glitt des Grafen Hand über den Scheitel.

Wieder hatte das Mädchen den Fuß mit einem nassen Umschlag versehen und kniete vorsorglich nieder, um ihn so behutsam wie nur möglich zu behandeln.

„Ah, das thut gut, das kühlt und lindert den bohrenden Schmerz," sagte der Graf tiefaufathmend. „Aber sag' an, schwarzes Gretli, wie heißen deine Eltern? Du kannst unmöglich ein Triesnerberger Kind sein!"

Gretli senkte den Kopf auf die Brust; ein weher Zug kam in ihr Gesicht; die Lippen preßten sich fest aufeinander, der Busen hob und senkte sich, als wenn da drinnen in der jungen Brust ein bitterer Kampf stattfände. Erstaunt sah der Graf auf die jugendliche Gestalt zu seinen Füßen; aber noch ehe er eine Frage thun konnte, kam es schon herb über Gretli's Lippen:

„Meinen Vater habe ich kaum gekannt; er verließ die Mutter und mich und zog als Soldat mit nach Italien hinüber. Meine Mutter Lucia hat man vor drei Jahren auf dem Scheiterhaufen verbrannt."

„Armes Kind!" sagte der Graf, tief ergriffen. Schweigend nahm er eine der kleinen Hände Gretlis und drückte sie. Schwere Tropfen fielen ihr aus den Augen auf das Mieder, um den Mund zuckte es wie von herbem Schmerz. Leise, ungefragt berichtete sie dann weiter:

„Ich bin bei Jakob und Anna Stoß am Triesnerberg, Herr Graf; der Bauer und die Bäuerin sind gut zu mir, und der Alons ist wie ein Bruder. Ihm und dem Hütebuben habe ich nach Vargellaalp hier auf dem Reff Brot gebracht. Doch, Herr Graf, der Abend kommt immer näher, Ihr könnt hier nicht bleiben während der Nacht, der Mond hat sich wieder versteckt, gleich mag der Sturm von neuem losgehen. Wollt Ihr, daß ich nach Majescha gehe und Leute herbeischaffe, die Euch nach Vaduz ins Schloß tragen? In einer Stunde kann ich zurück sein; Pluto mag Euch dieweil bewachen."

„Du magst Recht haben, Gretli, habe Dank, daß du soviel für mich wagen willst. Dennoch will mir dein Vorschlag nicht recht einleuchten. Sieh, in Profatscheng wartet mein Jäger Niedhart mit meinem Pferd auf mich, das ich mir zum Heimritt dorthin befohlen habe. Der alte, treue Niedhart wird nicht wenig in Sorgen sein um seinen Herrn, seit Stunden erwartet er meine Rückkehr." —

„So will ich nach Profatscheng hinunter und den Jäger benachrichtigen," fiel Gretli dem Grafen hastig ins Wort.

Der schüttelte wiederum den Kopf.

„Nein, Kind, Niedhart kann nicht mit dem Pferde bei dieser Dunkelheit in die Wildnis hier eindringen; das könnte Führer und Pferd verhängnisvoll werden und noch mehr Unheil heraufbeschwören. Ich will lieber versuchen, ob ich nicht doch langsam vielleicht mit deiner Hilfe, nach Profatscheng hinunter komme. Der Fuß schmerzt, dank deiner Fürsorge, nicht mehr so sehr; lege einen Verband ganz fest an; ich muß sehen, daß ich ihn doch in den Jagdstiefel einzwängen kann."

Das Mädchen that, wie ihm geheißen. Als der Graf aber den verbundenen Fuß in den Stiefel zwängte, entfuhren ihm laute Schmerzensschreie. Rathlos stand Gretli dabei; sie preßte die Hände auf die heftig pochende Brust; es war ihr, als wenn sie selber Schmerz verspürt hätte. Auch der Hund, der bis jetzt ruhig neben dem Grafen gelegen und mit treuen Augen dem Gebahren der Helferin zugesehen hatte, winselte kläglich, als wenn er den Schmerz seines Herrn mitfühlte.

„Es geht nicht, Herr Graf," sagte das Mädchen bittend.

Er schüttelte sich rauh.

„Es muß! Komm, Gretli, willst du meine Stütze sein?"

Das war ein mühsamer Abstieg über den schlüpfrigen Boden, durch Gestrüpp und Geröll; wohl bot Gretli den Grafen immer wieder von neuem, sich fest auf sie zu stützen; aber er wußte wohl, wie schwer dies dem schmächtigen Mädchen werden mußte. Er stöhnte oft laut auf, um sich dann selber zu schelten, daß er so wenig Schmerz ertragen könne; aber es ging nicht anders, die Pein war kaum zu ertragen. Gretli führte ihn so behutsam, als sie es nur eben auf dem holperigen Wege vermochte; Pluto trabte nebenher; wenn sein Herr stöhnte, stieß er auch klägliche Laute aus.

Sonst war es unheimlich still auf dem Berge; kein menschliches Wesen zu sehen und zu hören. Der Sturm hatte mit erneuter Kraft eingesetzt; nasse Zweige und Blätter peitschte er dem Grafen und seiner Begleiterin ins Gesicht.

„Ein Höllenwetter!" fluchte der Graf. „Sollte man nicht meinen, daß alle höllischen Geister losgelassen seien? Puh, ich wette, daß oben auf dem Hahnenspiel heute Nacht großer Hexentanz stattfindet."

Er biß sich plötzlich auf die Lippen; wie konnte er nur das arme Kind an seiner Seite, dessen Mutter selbst als Hexe verbrannt worden war, an jenen unheimlichen Aberglauben, der das Volk ergriffen und verblendet hatte, erinnern? Er schalt sich selbst wegen seiner Dummheit. Das Mädchen war auch ganz verstummt.

Er fühlte, daß er ihr etwas sagen mußte.

„Kind," sagte er in ernstem Tone, „ich selbst glaube nicht an Hexen und verurtheile den unglückseligen Hexenwahn unserer Zeit. Ich habe die fest Ueberzeugung, daß dieser Wahn eine unheimliche, unglückliche Krankheit ist, die unser Volk ergriffen hat, daß es selbst nicht mehr klar sieht. Wenn ich dereinst Herr auf Vaduz und Schellenberg sein werde, darf in meinen Gemeinden niemand mehr als Hexe hingerichtet oder verbrannt werden, mag die Anklage noch so schwer sein, mögen die Schuldbeweise sich thurmhoch aufrichten.

Sie waren nun auf dem schmalen Wege, der zu dem kleinen Orte Profatscheng führte, der am jenseitigen Bergabhange lag. Man hörte plötzlich Schritte, wie von den Hufen eines Pferdes. Der Graf lauschte.

„Wenn mich nicht alles täuscht, kommt uns der alte Niedhart entgegen."

Da raste auch schon der Hund mit lautem Freudengebell von seiner Seite fort. Bald hörte man, wie er die Ankommenden fröhlich mit Kläffen begrüßte; dann kurzes Pferdegetrappel, und im Galopp sprengte der Jäger heran.

„Halloh, Niedhart, seid Ihr's?"

„Gott sei Lob und Dank, Herr Graf, daß ich Euch finde; ich befürchtete schon, daß Euch ein Unglück zugestoßen sei oder Ihr Euch gänzlich verirrt habet."

Der Jäger war vom Pferde gesprungen und führte es nun dem Grafen am Zügel zu. Dabei sah er plötzlich, daß sein Herr nicht allein war, daß er nicht wie sonst stramm dastand und sich auf die Schulter einer Jungfrau stützte. Angstvoll rief er aus:

„Um Gott, Herr Graf, ist ein Unglück passirt?"

„Wie Ihr seht, Niedhart. Zum Glück ist es nicht allzu schlimm, der Fuß ist verstaucht bei einem dummen Absturz infolge des schlüpfrigen Bodens. Ich hätte über Nacht droben am unheimlichen Felsblock auf dem Jägerpfade liegen bleiben und mir vielleicht den Tod holen müssen, wenn nicht dieses tapfere Mädchen meinen Hilferufen gefolgt wäre und treue Samariterdienste an mir verrichtet hätte."

Der Jäger erschrak.

„Und mit dem verstauchten Fuße seid Ihr von dem Jägerpfad, durch diese ganze Wildnis bis hierher gelangt, Herr Graf?"

„Alles mit Hilfe dieses tapfern Mädchens. Aber es war schwer genug, für mich wie auch für die Jungfrau, die übermenschliche Kräfte gezeigt hat. Doch nun bin ich froh, daß die Qual ein Ende hat. Niedhart, helft mir aufs Pferd."

Doch zuvor wandte er sich an Gretli, nahm ihre beiden Hände fest in die seinigen, schaute ihr, sogut es bei der Dunkelheit möglich war, in das Gesichtchen und sagte mit Herzlichkeit:

„Vergelte dir's Gott tausendfach, was du an mir gethan hast! Und wenn immer du in Noth sein magst, wende dich getrost an mich."

Er streifte einen kostbaren, funkelnden Ring von seinem Finger, reichte ihn dem verwirrten Mädchen

„Den Ring behalte als Erinnerung an deine tapfere Hilfe dieser Stunden. Und nun sage ich dir nochmals, wenn je Noth oder Gefahr an dich herantritt, welcher Art es auch immer sein mag, erinnere dich an den Grafen Franz Maria von Hohenems; sieh', wo ich auch weilen mag, ob im Soldatenlager, ob im Feindesland, ob auf dem Schlosse zu Vaduz, du kannst auf meine Hilfe bauen jederzeit. Wenn du einen Boten schickst mit dem Ring, dann weiß ich, daß du in Noth bist, du, das schwarze Gretli vom Triesnerberg, und dann weiß ich, daß du meine Hilfe nöthig hast. Du sollst nicht vergebens hoffen, Gretli, der Ring hier ist mein Zeuge. Und nun behüte dich Gott, tapferes Mädchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Sozialdemokraten und ihre Väter.

Erzählung von Konrad v. Bolanden

Zweiter Teil.

II.

Bei den Sozialdemokraten.

Fortsetzung.

Auf Damberg machten diese Schilderungen, deren Möglichkeit die menschlichen Leidenschaften und bösen Neigungen ebenso ausschlossen, wie unabänderliche irdische Verhältnisse, den widerwärtigsten Eindruck.

„Eine nichtswürdige Bauernfängerei!" murmelte er.

Mit kühnem Sprung von der Höhe des himmlischen Zukunftsstaates, stand plötzlich der Redner auf dem Boden der wirklichen Gegenwart, und fiel mit scharfen Hieben die Zerstörer des Volksglücks an, — die heißhungrigen, nimmersatten Kapitalisten und Ausbeuter.

„Das Kapital ist es und sein schnöder Mißbrauch, welche die Sozialdemokraten zum Kampfe in die Schranken fordern," rief er. „Vorläufig haben wir nichts dagegen, wenn jemand Hunderttausende oder Millionen besitzt. Diese Hunderttausende oder Millionen mag er gut oder schlecht verwenden, er mag sie verprassen, verjubeln, verschenken, — wir haben bisher nichts danach gefragt, — wiewohl es oftmals ganz in der Ordnung wäre, danach zu fragen. Aber jene Hunderttausende und Millionen sind auch das Mittel, ihren Besitzern neue Reichtümer zuzuführen. Jene Hunderttausende und Millionen vermehren sich, sie hecken, ohne daß ihre Besitzer deshalb auch nur den Finger zu rühren brauchen, — sie sind die Brücke, über welche die Erträge der Arbeit fleißiger Menschen jenen Wenigen zugetragen werden, ganz ohne deren Verdienst, und nur deshalb, weil sie reich sind. Das bezeichnet man auch so: — Jener Besitz wird zum Kapital. Das ist der Punkt, um welchen der Kampf sich dreht. Die Eigenschaft des Besitzes, Kapital zu sein, ermöglicht es, den Arbeitsertrag fleißiger Menschen denen zuzuführen, die nichts tun. Den Müßiggängern gehört alles, jenen aber, welche die anhaltendste und mühsamste Arbeit verrichten, fällt kaum die äußerste Notdurft zu. Seht doch die traurige Lage der großen Mehrheit des Volkes und dagegen den immer mehr steigenden Reichtum weniger Menschen, — da liegt's! Der tote Besitz nimmt der lebendigen Arbeit ihre eigenen Früchte! Und weil die Arbeit das ursprünglichste Eigentumsrecht an ihren Früchten hat, so ist der tote Besitz ein Feind des Eigentums der lebendigen Arbeit. — So entspinnt sich der Kampf zwischen Arbeit und Kapital."

Stürmischer Beifall unterbrach den Redner. Viele Arbeiterfäuste ballten sich gegen die kapitalistischen Diebe, und kräftige Flüche mischten sich in das Getöse.

„Jetzt werfe ich die höchst wichtige Frage auf: Wem gehört von Rechtswegen das Eigentum, welches täglich von der arbeitenden Menschheit geschaffen wird?" rief Dr. Pithan. „Dieses Eigentum gehört von rechtswegen den menschlichen Arbeitsbienen, den Lohnarbeitern, Beamten, Bauern und Handwerkern; denn sie erzeugen ja die Werte, sie schaffen das Eigentum. In Wirklichkeit aber gehören die Früchte des arbeitenden Volkes jenen Leuten, die nichts arbeiten, nämlich den faulen, fetten Kapitalisten. Sie allein besitzen das Eigentumsrecht an dem Arbeitsertrage anderer Leute. Wenn wir die Sache genau betrachten, so gleicht das Eigentumsrecht der Kapitalisten an den Erzeugnissen der Arbeit des Volkes genau dem Eigentumsrecht der Sklavenhalter an der Arbeit der Sklaven, — oder der mittelalterlichen Lehensherren an der Arbeit ihrer Leibeigenen. Die Kapitalisten sind im Besitze der Macht und darum haben sie Recht. Ja, wer die Macht hat, der hat Recht! Dies wollen wir uns mer-